

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 79 (1999)
Heft: 12-1

Artikel: "Gewiss, noch kann ich lesen ..." : mein anticomputerisches Manifest
Autor: Lütkehaus, Ludger
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-166067>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ludger Lütkehaus,
geboren 1943, Habilita-
tion in der Neueren
Germanistik, Gastpro-
fessor an amerikani-
schen und deutschen
Universitäten, lebt
als freier wissenschaft-
licher Publizist in
Freiburg i. Br. 1979
Sonderpreis der Scho-
penhauer-Gesellschaft.
1996 Preis für Buch
und Kultur. 1997 Max
Kade Distinguished
Visiting Professor an
der University of
Wisconsin-Madison.

Ferdinand Hodler
(1853–1918). Portrait
Prof. Emile Yung, 1889.
Öl auf Leinwand, Musée
Jenisch, Vevey.

«GEWISS, NOCH KANN ICH LESEN...»

Mein anticomputeristisches Manifest

Ich persönlich habe gar keinen Computer – ich kann überhaupt keinen bedienen, ich weiß nicht einmal, wie er funktioniert, mit einem Wort: Ich bin ein völlig «anachronistischer Heimarbeiter». Denn dass es sich um einen solchen bei mir handelt, ist mir im Mutter- respektive Vaterland von Microsoft und IBM endgültig gewiss geworden. Ja, selbst der schöne Begriff eines «anachronistischen Heimarbeiters» ist fast schon anachronistisch. Als der längst verblichene *Theodor Wiesengrund-Adorno* ihn aus der Taufe hob, da lag der Akzent auf dem «Heim» des schriftstellernden Arbeiters, der anachronistisch war, weil er ein nicht vergesselter Privatarbeiter war. Doch inzwischen ist er gerade als Heimarbeiter auf der ganzen Höhe der Zeit, keine fensterlose Monade mehr wie ich, sondern wie die Spinne im Netz des World-Wide-Web in der Vergesellschaftung mit Millionen anderen Zentralmonaden – wenn nur das Produktionsmittel stimmt. Und eben da liegt es bei mir hoffnungslos im argen. Ich bin anachronistisch, weil das «Heim», in dem ich – noch! – arbeite, nicht das eines Home-Computers ist. Ich bin aus der Welt gefallen. Und das ist keine Ironie!

Dahin ist die ganze schöne Koketterie, dieses tief befriedigende antitechnische

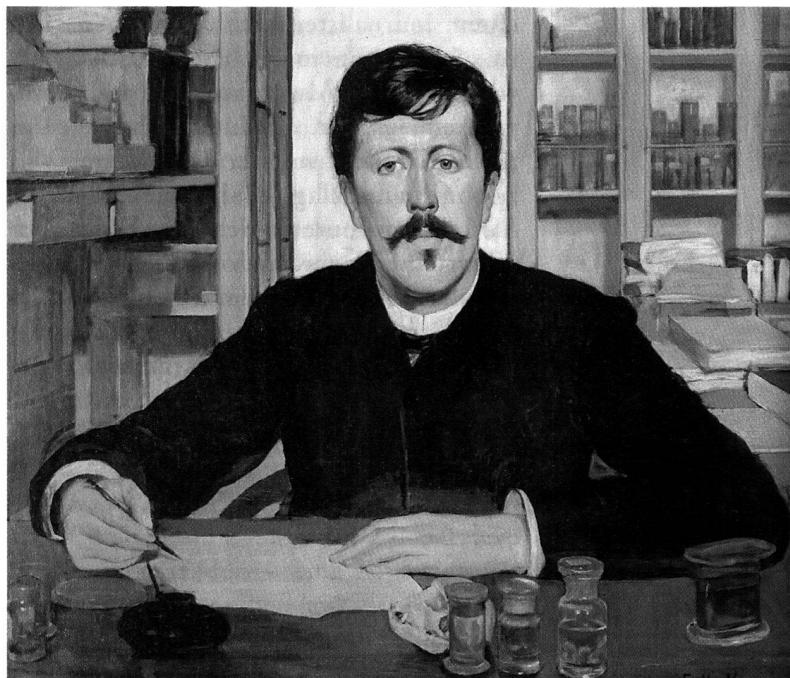
Ressentiment, resultierend aus Unfähigkeit und Arroganz, das ich früher gerne mit der Anachronisten-Rolle verband, wohlgemut unterstellend, dass ich doch noch irgendwie auf der Höhe der Zeit, wenn nicht überzeitlich sei.

Dahin die heroischen Tag- und Nachtphantasien, in denen ich mich als neuen Maschinen- und Bildertürmer träumte und die molligen Cocktails, die ich anno 1968 noch nicht hatte loswerden können, nun auf die Bildschirme warf.

Nein, die traurige Wahrheit zeigt sich nun jeglichen Tag: Ich bin der Welt abhandengekommen, die früher auch die meinige war. Ich gehöre nicht mehr dazu, zur Gesellschaft der zeitgenössischen Zeitgenossen, in der zu einem ganzen Menschen ein PC gehört. Ich bin von gestern, mit jeder neuen Generation von PCs, wenn ich mich noch steigern könnte, gestriger. Ich bin ein elektronisch Behinderter. Ich gebe mich auch keinerlei Illusionen mehr hin: Die Aussichten sind düster. Auch kein vorgezogenes Renteneintrittsalter, keine technische Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung wird mich mehr retten.

Gewiss, ich kann noch schreiben, aber das ganze abenteuerliche Handwerkszeug, das selbst ein anachronistischer Heimarbeiter zur Niederschrift und Mitteilung seiner mühselig ersessenen Gedanken braucht, ist kaum noch aufzutreiben. Denn: Mit Schere, Feuer, Wasser, Licht / spielt ein braver Autor nicht, ich wollte sagen: Schere, Klebstoff, Tipp-Ex flüssig und als Band / findt sich nicht im ganzen Land. Woher nehme ich das nächste Farbband, ohne das selbst die schärfste Type ins Leere trifft, woher gar die nächste mechanische Schreibmaschine, wenn ich diese mit meinem kraftvollen Anschlag in Grund und Boden gehämmert habe? Beweglich bis treulos, wie ich in dieser Frage bin, müsste es nicht einmal wie bisher eine Olimpia aus dem Hause E. T. A. Hoffmann sein. Aber es will mich überhaupt keine mehr.

Gewiss, noch kann ich lesen, ich bin kein Legastheniker, aber wie ich finden könnte, was ich lesen könnte, das weiß ich



nicht mehr. Ich bin rückwirkend analphabetisiert.

Und auch, wenn ich noch eine Zeitlang weiterlesen, weiterschreiben könnte wie bisher – werden die lieben Kollegen, die Herren Verleger, Lektoren und Redakteure, die mir bisher so wohl wollten, diese anachronistischen Texte noch lesen und drucken wollen, werden sie es können, es dürfen, bin ich noch mit ihren Systemen kompatibel?

Zugegeben, manche von ihnen haben einen gewissen Sinn für den spröden Charme eines anachronistischen Heimarbeiters. Einige fühlen sich irgendwie menschlich, geradezu heimatlich berührt. Aber wie lange haben sie noch Zeit, Kraft und Geduld, dieses Relikt aus dem *Old Curiosity Shop* zu konservieren?

So kommt es bei den meisten von ihnen zu freundlichsten Beratungsgesprächen, die ich als Computer-Mission schätzen gelernt habe. Wie sie die Vorzüge des PC rühmen können. Wie leicht er, nach einer ganz kurzen Einarbeitungsphase, zu handhaben ist. Warum er, gerade für mich, für meine beschränkten Fähigkeiten auch als mechanischer Schreibmaschinenschreiber, für meinen brutal harten Anschlag und vor allem für meinen berüchtigten Willen zur ewigen Veränderung, warum er also gerade für mich der einzige Richtige ist. Und nie wird in einer sensiblen Computer-Missionierung das Bekenntnis fehlen, dass man selber einst, wenn nicht noch vor kurzem, zu den Computer-Heiden zählte, den Ungläubigen, Unbelehrbaren, Widerständigen, technisch Ungeschickten, ja, völlig Unbegabten, wahrhaftig, man war selber ein anachronistischer Heimarbeiter – solange, bis man plötzlich zum Computertum bekehrt wurde.

Schwer zu sagen, warum ich mich auch dann noch nicht missionieren lasse. Ich könnte doch einer der ihren sein und wieder zur gemeinsamen, geteilten Welt gehören, wieder ein Zeitgenosse, wieder von heute, nein: endlich einmal auch einer von morgen sein.

Warum also stelle ich die liebe alte Olimpia nicht endlich in die Ecke? Es wäre so einfach, ich hätte es soviel einfacher – und alle Welt mit mir. Bin ich ganz einfach zu unbeweglich, zu träge, zu faul oder zu trotzig, um, solange es noch Zeit ist, umzukehren? Kann ich, will ich einfach nicht zurück, ich meine vorwärts – und zwar gerade deswegen, weil ich das soll? Ich fürchte, so

Abgesang des anachronistischen Heimarbeiters

ist es, ohne dass ich zu sagen wüsste, ob es das Nicht-Können oder das Nicht-Wollen ist. Und so mache ich weiter wie bisher, durch und durch anachronistisch, und lasse unter der Tastatur meiner Olimpia mit Schere und Klebstoff und Tipp-Ex absonderliche Gebilde entstehen wie dieses:

Dieses unsägliche Schriftbild,
Diese ewigen Korrekturen,
Zeilensprünge und Flattersätze,
Links- oder auch rechtsbündig ist hier nichts.
Diese Lücken und Überschreibungen,
Überdeutlichkeiten und Unlesbarkeiten,
Kleckographien und gewieselten Flecken,
Wo eben noch ordentliches Papier war –
Ja, das muss man erst einmal gesehen haben!
«Text ist Gewebe»:
Das sagt sich leicht.
«Text ist Geklebe»:
Das sage ich.
Was sonst hielte ihn zusammen,
Einen Text, der aus lauter Lesarten besteht,
Schicht auf Schicht,
Troja I bis IX,
Die Geschichte meiner Mühen,
Das Gesicht meiner Leiden,
Geronnener Schweiß,
Aus einem Guss ist da nichts.
Der Niederschlag allzu später Einsichten
und unzeitiger Einfälle,
Das Gedächtnis meiner Niederlagen,
Doch auch das Zeugnis
Meiner unglaublichen Schaffenslust,
Das Dokument meiner Arbeit,
Die Spur vieler Augenblicke,
Von denen keiner der letzte ist,
Das Zeichen meines guten Willens zum Besseren,
Das – ach! – so oft das Schlechtere ist.
Was für ein Fortschritt!
Das Register meiner Fehler,
Die ich unablässig mache,
Weil ich ein hartnäckiger Fehler bin,
Der Weg, der zum Ziel will
Und doch nur das Ziel ist,
Umweg und Abweg,
Die Windungen aller Irrtümer
Und ein Werk,
Das glänzt vor Unvollkommenheit,
Am Ende
Ferner denn je der Vollendung.
Und das sollte ich hingeben
Für ein Produkt,
Das sauber und glatt,
schön und perfekt,
Die Wahrheit pur,
ganz einwandfrei,
Mustergültig die Ordnung,
Fehler- und mühelos,
immer am Ziel,
kurz und gut:
Nur Resultat ist?
Nein, sage ich,
Denn ich kann nicht anders,
Der bekennende
anachronistische
Heimarbeiter.

